

Fehlt eine Spiritualität der Ehe?

Andreas Wollbold, Erfurt

„Die herkömmlichen christlichen Spiritualitäten haben viele Pfade, das christliche Ideal zu leben, aufgezeigt, doch nur wenige haben sich in der reichen zweitausendjährigen Geschichte des Christentums auf die Ehe als einen exemplarischen Weg zu diesem Ziel konzentriert. In der Tat haben die meisten klassischen Spiritualitäten das ehelose Leben als den idealen Weg der Nachfolge Jesu hervorgehoben. Deshalb ist es höchst notwendig, Spiritualitäten in den Blick zu nehmen und zu entwickeln, die aufweisen, wie die Ehe ein exemplarischer Weg zur Nachahmung Jesu sein kann.“¹

Mit diesen Worten formuliert die amerikanische Spiritualitätsforscherin Diana L. Villegas eines der wichtigsten Desiderate in der Entwicklung des gegenwärtigen geistlichen Lebens, eine christliche Spiritualität der Ehe. Fast zum Gemeinplatz ist nämlich bereits die Meinung geworden, das Christentum (und zumal das römisch-katholische) habe nie eine Beziehung zur geistlichen Entfaltung des Miteinanders von Mann und Frau entwickelt. Eros und Christus trennen Welten, so heißt es. Der Gott des Begehrens geriet unter die Knute des streng verstandenen sechsten Gebotes, und der Jesus der Hochzeit zu Kana verflüchtigte sich in geistliche Schriftauslegung. Platonische Leib- und Lustfeindlichkeit, das heilsindividualistische „Gott und die Seele, sonst nichts!“, mehr noch die Verquickung von Sexualität und Erbsünde bei Augustinus hätten christliches Leben verhängnisvoll gebleicht. Ist damit aber nicht eine der dichtesten Erlebnisschichten des Menschen ausgewaschen worden?

Inzwischen bemühen sich christliche Prediger wie in einer Art Wiedergutmachung an Sex und Sinnen redlich, das „Thema Nummer Eins“ religiös zu veredeln, etwa mit der Sprache der Sinne und Leidenschaft im Hohenlied – man vergleiche nur einmal heutige Trauungsansprachen mit denen aus der Zeit vor dem Konzil! Nicht Doktrin und Moral, sondern das Erleben selbst steht nun im Mittelpunkt, wie wohl auch von den meisten Zeitgenossen Geborgenheit, Zuwendung, Sich-Spüren und Einander-nicht-fallen-Lassen ersehnt ist. Alles ist hier erfahrbar, ist Gefühl. Von Geboten, Zucht, gar Sünde ist keine Rede. Die Beziehung baut sich vom Erlebbaren her auf, und

¹ D. L. Villegas, *Marriage Spirituality. Living Out the Call to Be a Sign of God's Self-giving Love*, in: *Intams* 7 (2001) 157–168, hier 157.

wo dies nicht mehr trägt, kann die Verbindung nur noch abgebrochen werden.

Aber bedeutet das Knurrike, Nüchterne und Beiläufige der Ehespiritualität in der christlichen Spiritualitätsgeschichte dagegen nur eine Fehlanzeige? Oder weiß es in seiner Zurückhaltung, wie ambivalent Sex und Eros sind? Denn Beziehungen sind nicht der Himmel auf Erden, Sexualität nichts Göttliches und Partnerschaft nicht die heutige Form der *fuga mundi* in das Elysium der Zweisamkeit. Könnte deshalb ihre bloße religiöse Veredelung die gebotene Nüchternheit verlieren und Poesie bieten, wo Prosa hilfreicher wäre? Theologisch gilt nämlich: Sie gehören zu den Schöpfungsgaben, sind gut, aber nicht das Gute selbst. Wie alles Gute dienen sie dazu, den Guten selbst zu gewinnen. Seit dem Sündenfall ist dies allerdings mit Arbeit verbunden, nämlich mit Beziehungsarbeit. Das Paradies des Auslebens ist von den Dornen und Disteln der Askese überwuchert. Christliche Paarspiritualität wird den Eros deshalb nicht romantisieren, sondern den Blick darauf lenken, wie mit seinen Gaben umzugehen ist. Damit ist auch das Biologisch-Leibliche daran wichtig, aber es wird in den Dienst dieser Beziehungsarbeit genommen. Geistlich geht es vor allem darum, wie die Ambivalenzen einer Beziehung in der Nachfolge Christi geklärt werden können. Denn erst mit der Menschwerdung Christi entzündet sich die ewige Liebe unter den Menschen wieder – das gilt auch für die Liebe des Eros.

Nicht das Erleben des Eros also macht das Christliche aus, sondern sein Gestalten. Darum ist sein Gelingen und Scheitern auch nicht mit dem letzten Heil und Glück gleichzusetzen. Ja, es sind starke Energien im Spiel, und doch geht es in der Liebesbeziehung nicht ums Letzte. Das tut ihr gut, denn Liebe braucht Leichtigkeit. Mit ihr vermeidet sie es, einmal vom Hochgefühl der Verliebtheit in Krampf abzugleiten. Wenn es in ihr zwar „himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt“ gibt, aber nicht um Himmel oder Hölle geht, dann kann ein Dreifaches gelingen: Person werden, Ja zueinander sagen und einen Weg miteinander aufnehmen. In allen drei folgenden Überlegungen geht es darum, christlich die Poesie der Liebe gerade in der geschöpflichen Leichtigkeit wieder zu gewinnen. Das Spiel miteinander, die nutzlos vertane Zeit, aber auch der Ernst, dass eine endliche Lebenszeit nicht tändelnd zugebracht werden kann, sondern das eine und endgültige Ja braucht, schließlich das Reifen miteinander auf einem Weg gerade im Wissen darum, dass es neben dem anderen noch anderes geben kann, all das ist eben nicht nur Prosa.

Person werden

Die meisten vormodernen Gesellschaften bauen sich über Verwandtschaftsbeziehungen auf. Clan, Stamm, Sippe, Geschlecht, Familie und Blutsverwandtschaft bereiten den Boden, auf dem das Wesentliche gedeihen kann: der Fortbestand des Gemeinwesens in der nächsten Generation. Wenig erstaunlich ist daher, dass Gesellschafts- und Familienordnung eng ineinander verwoben sind. Kein Wunder, dass die Religion als „heiliger Schild“ (Peter L. Berger) diese Ordnung in den Himmel hebt: Auch Götter halten heilige Hochzeit, toben orgiastisch, eifern für ihre Kinder und verbinden sich paarweise. Darin wird Geschlechtlichkeit und ihre Gestaltungen mit einer sakralen Aura umgeben: So ist es, und so soll es bleiben – des walten die Götter.

Ganz anders die Bibel. Nach Gen 1–2 sind Sexualität und Ehe Schöpfungswirklichkeiten und keine Götter. Sie sind säkularisiert und entdämonisiert, sie werden ein Teil des gesamten Lebens. Nach Gen 1,26f. sind Mann und Frau Gottes Ebenbild im Sinn seines handelnden Stellvertreters: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis; als Mann und Frau schuf er sie.“ Das sich daran anschließende Gebot „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet sie euch untertan“ (Gen 1,28) weist unter den 613 Geboten des Judentums auf die erste und grundlegende Verantwortung des Menschen hin. Dazu präzisiert Walter Kasper:

„Trotz dieser Hochschätzung kommt es im Alten Testament nie zu einer Vergötterung von Sexus und Eros wie in der damaligen religiösen Umwelt Israels. Im Gegenteil, eine solche Sakralisierung und Mythisierung des Geschlechtlichen wird von der Bibel als typisch heidnisch empfunden und strikt abgelehnt. Auch diese Entsakralisierung ist im Schöpfungsglauben und in der darin angelegten grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf begründet. Erst eine solche natürliche, besser: kreatürliche Sicht gibt dem Menschen innere Freiheit und Selbstverantwortung auch in diesem Bereich.“²

Den Nachkommen eine lebenswerte Welt zu bereiten und dazu in Liebe fruchtbar zu werden, darin besteht nach Gen 1, 26–28 der Kern des Herrschaftsauftrags über die gesamte Schöpfung. Er ist eine Auswirkung der Gottebenbildlichkeit, ein Auftrag, nicht aber die Bildlichkeit

² W. Kasper, *Zur Theologie der christlichen Ehe*. Mainz 1977, 35.

selbst.³ Gottes Bild zu sein, von dem es kein Bild auf Erden gibt, also der Ort seines Anwesens und Abwesens zugleich, fällt nicht mit Liebe und Fruchtbarkeit ineins, sondern setzt ihnen ein Gegenüber im Personkern. Der Mensch ist somit Bild Gottes, indem er sie gestaltet und verantwortet.

Das schließt zweierlei ein. Zunächst bilden Sexualität und Eros, Weiblich und Männlich, Freude und Genuss, Zuneigung und Fruchtbarkeit die leibliche und die seelische Grundlage von Paarbeziehungen. Nach dem Sündenfall sind ihnen dann auch Not und Tod eingeschrieben. Als Bild Gottes in Beziehung zu seinem Schöpfer gesetzt, tritt der Mensch dem allen als Person gegenüber. Es drängt sich ihm nicht mit der Übermacht eines göttlichen Muss auf. Es darf sein, muss aber nicht sein. Denn Person ist in Natur und gleichzeitig über ihr. Gott steht über diesen Mächten des Lebendigen, und damit erweist sich die Gottebenbildlichkeit in ihrer Ausrichtung auf Gott stets auch in einer Unabhängigkeit vom Wohl und Wehe der Geschlechtlichkeit. Sie kann sich unter anderem auch in Sexualität und Eros verwirklichen.⁴ Darin nimmt die Person als Gottes Ebenbild das Erleben in Leib und Seele in eigener Weise in sich auf. Das Überwältigende der Liebe, die Passion, dieses Ganz-den-Leib-Spüren und gleichzeitig Aus-ihm-Heraustreten, das Gefühl für den Augenblick ebenso wie für das Zu-Früh und Zu-Spät, die Rhythmen des Leibes und das Verschiedene der Lebensalter prägen und entfalten die Person und reißen sie in eigener Weise aus der Verkrustung in Ich-sucht heraus. Diese Sprache des Leibes ist zu entfalten – und zwar nicht als Lustmaximierung, sondern als Ausdruck einer liebend sich schenkenden Person. Bei alledem meint Paarspiritualität stets die gemeinsame Ausrichtung auf Gott in Freiheit und Verantwortung, alles andere ergibt daraus erst seinen Sinn. Sie verwirklicht sich am tiefsten im Ehesakrament, in dem alle ehelichen Gedanken, Worte und Werke in das heilshafte Gegenüber zu Gott in Jesus Christus eingeborgen sind.

Des weiteren ist die in vielen patriarchalischen Gesellschaften übliche Vorstellung, in der Geschlechterordnung die Hierarchie der Welt darstellen zu können, grundsätzlich in den Schöpfungserzählungen ausgeschlossen. Gott ist bilderlos, nichts auf der Welt darf sich anmaßen, seine Heiligkeit für sich zu beanspruchen. Herrschaft des Mannes über die Frau ist kein Bild

³ Diese Überlegungen gehen auf ein Forschungsprojekt an den Lehrstühlen für Moralthologie und für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät Erfurt zurück. Es steht unter dem Thema „Der Mensch als Bild Gottes – der Mensch an der Grenze des Lebens“.

⁴ Dies hat erst die christliche Erfahrung in der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen vollends entdeckt. Insofern ist auch der ehelose Weg nicht der bessere, wohl aber der, der das unterscheidend Christliche dieses Gegenüberstehens prophetisch-zeichenhaft zur Geltung bringt (vgl. Optatum totius 10). Paarspiritualität ist deshalb auf das Miteinander mit Ehelosen angewiesen.

Gottes! Denn die Erschaffung der Frau aus der Rippe Adams deutet die Herzensnähe und damit die Gleichheit der Geschlechter an. Mehr noch, erst durch die Sünde schlägt die ursprüngliche Gleichheit der Geschlechter in die Dialektik von Begehren und Bemächtigung um: „Du hast Verlangen nach ihm; er aber wird über dich herrschen“ (Gen 3,16). Die konkrete Gestalt eines gewohnten Rollenmodells ist deshalb nicht nur kein Abbild der göttlichen Ordnung, sondern sie ist auch immer schon durch die Sünde verzerrt. Partnerschaft ist somit keine Darstellung der immer gleichen Weltordnung. Sie ist selbst Teil einer veränderlichen Welt und soll stets neu gestaltet werden.

Ja zueinander sagen

Sind Paarbeziehungen somit Teil der menschlichen Welt, so sind sie auch ganz in die Geschichte eingelassen. Sie sind gestaltbar, aber auch brüchig, wandelbar und abhängig von Umweltbedingungen. Sie sind nie weltlos, sondern verflochten in ihre Umwelt, also etwa in sozialstaatliche Vorgaben (z.B. zu Arbeitszeiten, Wohnungsmodalitäten und Kinderbetreuung), in Erziehungsmodelle und Geschlechterstereotypen. Im Miteinander kommt auch das zum Ausdruck, was die beiden bisher in ihrem Leben geprägt hat. Denn die Liebe zu einer Frau macht aus einem Lump vielleicht einen Charmeur, aber keinen Heiligen.

Das Gegenüber des Menschen als Bild Gottes betrifft also nicht nur sein leib-seelisches Erleben, sondern auch die gemeinsame Geschichte des Paares. Situationen, Unwägbarkeiten und Schicksalsschläge, Lebenlast und soziale Ungerechtigkeit, was auch immer im Lauf eines Lebens auf die beiden zukommt, ist mehr als blindes Geschick, vermischt mit der vorgegebenen Familienordnung. „Vor Gottes Angesicht – als Bild Gottes ihm zugekehrt – nehme ich dich als meinen Mann/meine Frau...“ spricht ein Jawort zueinander, das alle äußeren Erwartungen und Umstände von innen her prägt und verändert. Das Eheversprechen, vor Zeugen der Umwelt ausgesprochen, durchdringt alles Äußere und erneuert es dadurch auch. Zu dieser reformierenden und verinnerlichenden Kraft des Jaworts in der Ehe einige Beispiele.

So bestand etwa im alttestamentlichen Patriarchalismus zwar zunächst die Möglichkeit der Mehrehe des Mannes wegen 10jähriger Unfruchtbarkeit, so bei Abraham und Sara und Hagar, doch es setzte sich zunehmend die Einehe durch.⁵ Das Maßnehmen am Schöpfungswillen Gottes steht auch

⁵ A.Burguière u.a. (Hrsg.), *Geschichte der Familie*. 4 Bde. Darmstadt 1996–1997, I, 196–235, bes. 201. 223–226, wonach die „Mehrehe faktisch nur von begrenzter Verbreitung gewesen zu sein“ scheint (ebd. I, 223).

hinter dem Wort Jesu, der gegen die mosaische Scheidungsgesetzgebung das „Im Anfang war es nicht so“ stellt (vgl. Mk 10,2–12).⁶ Auf eine solche allmähliche Reinigung des Bestehenden stoßen wir überraschenderweise auch in der ansonsten in der Familienauffassung eher konservativen Alten Kirche und im Mittelalter. Trotz eines mächtigen stoischen, platonischen und römisch-rechtlichen Einflusses wertete die Orientierung am Jawort des Ehekonsenses vor allem die Stellung der Frau auf. Diese Entwicklung ist nach dem Religionssoziologen Rodney Stark neben dem Verbot der Kindstötung und der gefährlichen Abtreibung ein wichtiger Grund für den hohen Frauenanteil in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte.⁷ Ehe sollte freie Entscheidung von Mann und Frau sein, das hatte etwa ein deutlich höheres weibliches Heiratsalter zur Folge. Außerdem hatte eine Frau als Mensch und Christ in der Gemeinde Ansehen auch unabhängig von ihrer Eingliederung in Haus und Familienverband, nämlich als Jungfrau, Witwe oder in einem Gemeindeamt wie dem der Diakonin. Gleichheit galt auch in der Sittlichkeit. So fordert Augustinus von jungen Männern die gleiche Enthaltsamkeit wie von Mädchen, auch gegen das römische Gesetz, das in seinen Strafen hier Unterschiede machte. Doch anders sei es eben *iure caeli* als *iure fori*.⁸

Mit dem Eintreten in die fränkische und germanische Welt musste sich das Christentum noch einmal neu mit der Übermacht des Kollektiven und seiner Regelung der Geschlechterbeziehungen von außen auseinandersetzen:

*„Erst in den langen und schweren Auseinandersetzungen des 11. und 12. Jahrhunderts im Gefolge der gregorianischen Reform machte sich die Kirche frei von der Einbindung in die natürliche Stammesverfassung, in die politische Reichsordnung der karolingischen und ottonischen Zeit und von deren sakraler Überhöhung. Dadurch wurde der Prozeß der Säkularisierung eingeleitet, und erst nachdem sich eine weltliche Sicht der Wirklichkeit durchgesetzt hatte, konnten einzelne Zeichen und Riten bewußt als Sakramente herausgehoben werden“.*⁹

⁶ Eine Langzeitwirkung ging somit vom Freiheitselement in der vertragsrechtlichen Vorstellung von der „pactio coniugalis“ aus. So ist für manche Kirchenväter Gott selbst nach Gen 2,23f. der „nymphostolos“ (Brautführer) der Brautleute zueinander, und darin und nicht allein in der Vertragstreue liegt die letzte Begründung der Einheit und Unauflöslichkeit (vgl. DPAC 2181–2190).

⁷ Nach R. Stark, *Der Aufstieg des Christentums. Neue Erkenntnisse aus soziologischer Sicht*. Weinheim 1997, Kap. 5.

⁸ Vgl. A. Trapè, S. Agostino, *L'uomo, il pastore, il mistico*. Fossano ⁴1976, 231, zu Serm. 153,6; 392,2; De coniugiis adulterinis 2,8,7.

⁹ Kasper, *Theologie* 41f.

Die christliche Überzeugung von der Freiheit des Jawortes wirkte somit langfristig modernisierend. Es betonte hartnäckig den freien Konsens als ehestiftend, getreu dem revolutionären Gesetz „una lex de viris et de feminis (ein einziges Gesetz gilt für Männer wie Frauen)“¹⁰. Damit löste es die Ehe von den Ansprüchen der Sippe und deren Macht (etwa in der Vormundschaft über die Frau), der Erbschaft und der Anbahnung und Anerkennung der Verbindung durch die Verwandtschaft los und erhob Sexualität aus materiellen Interessen und archaischen Vorstellungen von Reinheit¹¹ in einen ethischen Rahmen. Darin lag vor allem ein Schutz für die Frauen vor Verbindungen im rechtlosen Raum: „Vom Standpunkt der Frauen aus gesehen verschärfte diese große Zahl unehelicher Verbindungen und diese ungleiche Polygamie ihre Abhängigkeit und die Gefahren für Leib und Leben“, einschließlich weiblicher Verzweiflungskriminalität wie Kindsmord oder Gattenvergiftung, Hexerei, Liebeszauber und Kuppelei.¹² Damit waren aber die Voraussetzungen für eine Personalisierung von Partnerschaft und Ehe gegeben. Infolgedessen kam es zu einer überraschenden „Entdeckung der Liebe im (Hoch-)Mittelalter“.¹³

So haben Alte Kirche und Christenheit des Mittelalters gewiss zwar noch keine zeitlos gültigen Modelle der Partnerschaft entwickelt. Aber sie zeigen, wie Christen im Jawort, also im personalen Gegenüber zu Sexualität und Eros, auch Distanz zu den herrschenden Rollenmodellen entwickelten. Die Paarbeziehung wird eine Freiheitsbeziehung, die auf dem persönlichen Konsens beider und nicht auf den Absichten des Clans oder anderer Außenstehender beruht. Entscheidend für ein Paar ist somit nicht, dass es die von außen angetragenen Aufgaben erfüllt, sondern dass alles Gelebte vom freien Ja zum Anderen durchwirkt ist. Dadurch entsteht überhaupt erst der Innenraum der Beziehung von Mann und Frau, in dem sich viel später die Ideale der Romantik entwickeln können. Für das Christentum ist dieses Miteinander freilich nicht eine bessere Welt – „home, sweet home“ –, sondern der Raum, an dem einer sein persönliches Ja zum Leben zu sprechen lernt. Was ihm mit dem anderen zusammen zustoßt, ist nicht bloß Planung oder

¹⁰ Vgl. hierzu und zum folgenden A. Angenendt, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, Darmstadt 1997, 274, und überhaupt das 9. Kapitel.

¹¹ Z. B. in den archaischen *pollutio*-Vorstellungen des Mittelalters (Angenendt, *Geschichte* 287).

¹² Burguière u.a., *Geschichte* II, 192. Die vielen Prozesse um die Anerkennung einer Friedelehe oder die Doppelmoral bezüglich des Ehebruchs geben eine beredtes Zeugnis; dabei finden sich bezeichnenderweise im Frühmittelalter jedoch oft Bischöfe als Verteidiger der kirchlichen Auffassung von der gleichen Sittlichkeit von Mann und Frau und von der notwendigen Freiheit der Eheschließung als Beschützer verstoßener Frauen vor Entehrung durch Haarschur oder gar Tötung (Angenendt, *Geschichte* 289).

¹³ Angenendt, *Geschichte* 285, im Zitat von P. Dinzelbacher.

Geschick, sondern Bewährung eines freien Jawortes, das sich auf einen lebenslangen Weg einlässt. Es ist der Weg in die Realität, er führt ins Offene eines Lebens, dem man sich aussetzen will, um darin ein liebender Mensch zu werden. Angesichts freier Partnerwahl und Individualisierung scheint dieses Vermächtnis der Tradition zukunftsweisend. Christlich Ehe zu leben heißt danach, ein freies, nüchternes, tapferes und vor allem liebendes Ja zum Anderen mitten in seiner und der eigenen Welt zu wagen. Aufgabe einer christlichen Paarspiritualität wäre es deshalb, eine hilfreiche, dem verantwortlichen Umgang mit den Umweltbedingungen angemessene Spiritualität zu entwickeln. Wandelbarkeit, sich auf veränderte Bedingungen einzulassen, etwa Schritt zu halten mit den Kindern (nicht nur bei den neuesten Finessen des Internet!), ihre Veränderung zu begleiten, sich dabei selber herausfordern zu lassen, später dann aber auch nach und nach die Kinder loszulassen und die Partnerschaft neu als Zweierbeziehung zu gestalten, all das gehört zu den wichtigsten Voraussetzungen einer gelingenden Verbindung. Christlich könnte es dabei näherhin sein, den Personkern nicht im Hin und Her der Lebensgeschichte treiben zu lassen, sondern ihn an Gott zu binden. Gerade weil der Mensch sich im letzten bei Gott angenommen weiß, kann er auch in Gelassenheit Handel und Wandel, Kommen und Gehen gestalten und, wo nötig, auch nur ertragen. So wird er bereit, in der Partnerschaft auch das Begrenzte, das „So und nicht anders!“ des anderen und seiner selbst zu bejahen. Ohne dieses Sich-Festmachen in Gott wird eine Partnerschaft immer dann besonders gefährdet sein, wenn sie an etwas Unabänderliches stößt, ohne es akzeptieren zu können. Damit stehen unsere Überlegungen bereits im dritten Element, dem Reifen zu einem liebenden Menschen im gemeinsamen Weg über Jahre hinweg.

Einen Weg miteinander aufnehmen

Bislang läßt sich aus der christlichen Tradition folgern: Paarbeziehungen erhalten ihren Sinn nicht aus sich selbst, aus Leidenschaften, aus biologischen Funktionen oder aus der sexuellen Ekstase, sondern nur aus dem Stehen der Person vor Gott und dem unbedingten Ja zueinander. Deshalb gilt in der Paarspiritualität zuerst und vor allem all das, was generell in der Spiritualität gilt:

- zunächst einmal die Bereitschaft, für das Leben selber Verantwortung zu übernehmen und sich nicht mit den vielfältigen Prägungen abzufinden,
- die Treue im Kleinen,
- der Primat von Sensibilität und Empfangen, das wachsende Gefühl dafür, dass Gott selbst das Entscheidende in die Hand nehmen muss,

- das Bewusstsein dafür, selbst stets der Umkehr zu bedürfen.

Auch in der Paarbeziehung ist der Mensch trotz allen Liebeszaubers kein grundlegend anderer. Wohl aber kann eine Beziehung zum Weg werden, ein anderer zu werden: miteinander zu wachsen, zu reifen und Frucht zu bringen. In diesem Wegcharakter liegt dann auch der Sinn des Eheversprechens „in guten und in schlechten Tagen“.

Doch genau in dieser christlichen Nüchternheit entstand ein neues Ideal, das der personalen, sich für ein Leben schenkenden Liebe. In einer gewissen Ironie der Geschichte brachten es erstmals Mönche auf, nämlich Bernhard von Clairvaux, Aelred von Rivaux und die Zisterzienser. Als Beispiel sei hier auf eine der letzten Predigten Bernhards über das Hohelied verwiesen.¹⁴ Darin wird die Gottebenbildlichkeit als Berufung verstanden, ein liebender Mensch zu werden. Bernhard eröffnet seine Gedanken mit ihrer Spannung zur Gottunähnlichkeit der Verstrickung in Sünde, Irrtum, Schmerz, Angst und Tod. Im Austrag dieses Gegensatzes liegt die ganze Dramatik des menschlichen Lebens. Sie entwickelt sich nun aber nicht in der Loslösung von der Sinnenwelt, sondern in der Bereitung für die geistliche Hochzeit mit dem göttlichen Wort, also in der Liebe.¹⁵ Diese Liebesfähigkeit findet ihr Maß in der Menschwerdung und der Passion Jesu. Dazu nimmt Bernhard die christliche Ehe zum Bild, aber nicht, insofern sie biologischen oder gesellschaftlichen Zwecken dient, sondern indem sie die aus der Tiefe der Person kommende freie Übereignung an den anderen darstellt. Das ist mehr als ein Vertrag, es ist eine

„Umarmung (complexus), worin dasselbe Wollen und Vermeiden aus den Zweien einen einzigen Geist macht. Nicht soll man fürchten, dass die Verschiedenheit der Personen in einem von ihnen die Zuneigung ihres Willens lahm werden lasse, denn die Liebe kennt keine ehrerbietige Distanz. Denn vom Lieben bezeichnet sich die Liebe, nicht vom Ehren. Ehre also, wer erzittert, wer sich erstaunt, wer sich ängstigt, wer fürchtet; all das verschwindet beim Liebenden. Die Liebe ist sich selbst genug. Wenn die Liebe gekommen ist, verwandelt sie alle anderen Gefühle und nimmt sie gefangen. Was sie also liebt, liebt sie und kennt nichts weiter. (...) Die Liebe sucht neben sich keine Ursache und keine Frucht: ihre Frucht ist ihr Nutzen. Ich liebe, weil ich liebe; ich liebe, um zu lieben.“¹⁶

¹⁴ Zum folgenden vgl. In Cant. 83.

¹⁵ Zum damit einhergehenden Umschlag vom Primat des (leidenschaftsfreien) Intellektes zum Willen als Träger von Affekten vgl. G. Greshake, *Dogmatik und Spiritualität*, in: E. Schockenhoff / P. Walter (Hrsg.), *Dogma und Glaube*. Mainz 1993, 235–252, hier 248–251, im Anschluß an H. Heimsoeth.

¹⁶ In Cant. 83, 3–4.

Eine solche Liebe überragt noch die Liebe der Kinder zu den Eltern – ein gewagtes Wort in der mittelalterlichen Sippengesellschaft! Doch die Liebe ist, wie Bernhard an anderer Stelle einmal ausdrückt, das innerste Gesetz Gottes in seiner Dreifaltigkeit:

„Ich nenne die Liebe deshalb makellos, weil sie nichts von ihrem Besitz zurückzuhalten pflegt. Wer nämlich nichts Eigenes mehr hat, dessen ganzer Besitz gehört Gott; was aber Gott gehört, kann nicht unrein sein. (...) Glaubt nun nicht, dass ich etwas Absurdes gesagt habe, als ich behauptete, dass Gott selbst nach einem Gesetz lebt, denn dieses Gesetz ist nichts anderes als die Liebe. Was bewahrt denn in der höchsten, seligen Dreifaltigkeit jene erhabene und unaussprechliche Einheit, wenn nicht die Liebe? Die Liebe ist also ein Gesetz, sie ist das Gesetz Gottes, das gewissermaßen die Dreifaltigkeit in Einheit zusammenhält und sie bindet durch das Band des Friedens.“¹⁷

Ehen sind Liebesheiraten geworden, so sagt man. Es ist nicht zu leugnen, und doch hat es etwas Beschwörendes an sich. In der Tat scheitern ja nicht wenige Beziehungen gerade an diesem Zuviel an Erwartungen. Christlich möchte man da viel Erwartungsdruck herausnehmen und vorsichtiger sagen: Ehen sind der Versuch, miteinander liebende Menschen zu werden. Sie sind das Ja zu einem Weg. Wie bei Christus ist dies ein Weg nach unten, in die Passion (durchaus im Doppelsinn des Wortes!). Nüchtern weiß der große Zisterzienser darum, dass Menschen in der Unähnlichkeit mit Gott leben und dass deshalb eine Paarbeziehung immer eine Umkehrbeziehung ist. Auch Brüche und Durchbrüche aus Versteckspiel und Lüge zur Wahrheit gehören zu ihnen. Dass darum manches daneben geht und vieles viel besser sein könnte, ist keine Katastrophe, sondern der Normalfall, und glücklich, wer daraus den Mut schöpft, wenigstens in kleinen Schritten vorwärts zu kommen: Zwischen aller Sehnsucht nach heilem Leben und andererseits allem Erleben des Brüchigen und des Sündig-Gebrochenen, um uns und in uns aufzubrechen in das Land der Verheißung, das heißt, die Liebe des Dreifaltigen selbst abbilden zu dürfen. Das freilich ist eine gewaltige Aufgabe, die aller Unterstützung bedarf.

¹⁷ Bernhard von Clairvaux, *De diligendo Deo* 35, zit. nach J. Leclercq, *Bernhard von Clairvaux. Ein Mann prägt seine Zeit*. München 1990, 129.